Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 23

Artikel: Die Stösser und Plötscher

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637808

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Greyerz: Ehemalige Kapelle und links das Institut.

für jemand Liebes daheim. Anderswo erstehen wir ein lustiges Küherkäppchen aus Stroh mit eingewobenen bunten Bändern — eine Erinnerung an die ehemals blühende Strohindustrie — und denken mit heimwehstarker Freude an den Augenblick, da wir es einem jubelnden Büblein auf das runde Köpfchen setzen können.

In der kühlen Gaststube erinnern wir uns rechtzeitig noch an das Schulheft von annodazumal, worin geschrieben steht, daß man hier einen guten Käse fabriziert. Er ist wirklich deliziös, dieser Greyerzer Käse. Nun fehlt nur noch, daß wir, vom Berg hinuntersteigend, die „Armaillis" — die Greyerzer-Sennen — mit ihren Tragräfen und Milchgeschirren begegnen, und daß wir aus ihrem Munde den berühmten „Ranz des Vaches", den Freiburger Kuhreigen, zu hören bekommen, wie es das letzte Blatt meines Reisealbums wahrhaben will. Leider sind wir mit unserem Erleben damals nicht so weit gekommen. — Noch wartet der Moléson auf meinen Besuch. Ich werde ihn nicht vergessen. Und dann hoffe ich, jene vielgerühmte schwermütige Weise zu hören, in der die Küher der Colombetta ihre Liebe zur Heimat, zu ihren Bergen und ihren Kühen so naturwüchsig und lebenswahr ausdrücken.

H. B.

Die Stößer und Plötscher.

Eine volkskundliche Skizze von Alfred Fankhauser.

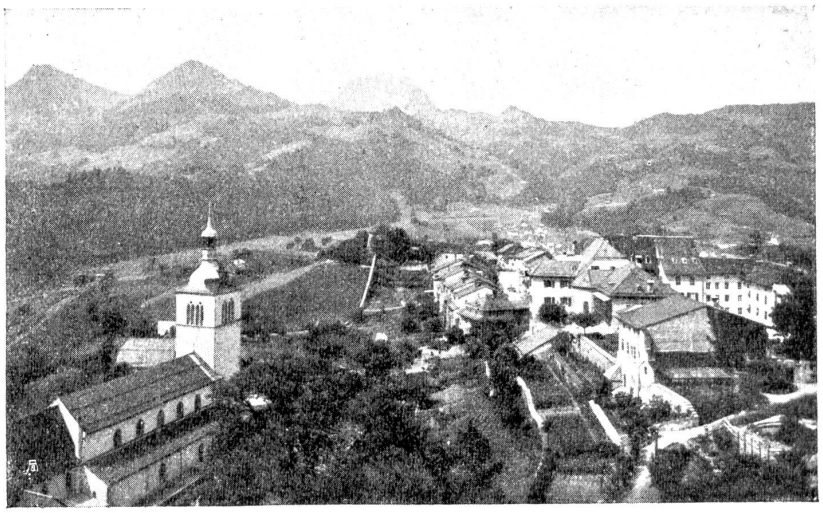
Jedermann kennt das Lied vom „Breneli ab em Guggisberg"; fast unbekannt dagegen ist das Guggisbergerländchen selber. „Simes Hansjoggeli änet em Bärg" ist eine Gestalt des Liedes — der Name des Guggisbergers erweckt in den meisten Köpfen nur dunkle Vorstellungen. Wer den allgemeinsten Begriff von dem Ländchen hat, weiß, daß es hinter Bern irgendwo in der Höhe anfängt und aufhört, weiß, daß es dort droben ein Guggershorn gibt und vielleicht gar, daß eine Treppe auf den Gipfel des Horns, einen riesigen Nagelfluhschneidezahn, hinaufführt. Wer auch einen blassen Begriff vom Guggisberger hat, weiß, daß er nicht viel anders aussieht als der Rüschegger, der Rüschegger aber größtenteils mit Korbmachen und Hausieren sich beschäftigt, hie und da bettelt oder auch stiehlt, jedenfalls ein ziemlich zu scheuendes Subjekt ist. Das sind alles Fabeln, wie die meisten unklaren Vorstellungen über irgend eine Gegend oder irgend ein Völklein hinter der Welt. Wer hingehen will und sich die Sache ansehen mag, der wird mit jedem Schritt merkwürdige Entdeckungen machen. Doch wir wollen dem Leser nicht etwa allerhand über das Guggisberg und seine Leute berichten, sondern nur über eine Sorte von Menschen, die dort oben vorkommt und einen guten Teil der Schuld trägt an dem dunklen Ruf der Gegend: die Stößer und Plötscher.

Trifft man auf einer bernischen Landstraße einen Korberkarren, daneben zwei losgespannte gelbe Hunde, in der Sonne schlafend, ein struppiges Weib und einen bärtigen Mann, mit Blechschüsseln auf den Knien, eine dicke oder dünne Suppe löffelnd, und fragt man die Leute, woher sie kämen, so bekommt man zumeist die Antwort:

„Vo Schwaarzebuurg."

Das wird unfreundlich, oft grob, meist aber in einem Fleheton zurückgegeben, dem man deutlich die lange Uebung im Notleiden und im Notheucheln anmerkt. Man sollte der Sache aber etwas näher auf den Grund gehen und den Leutlein die Wahrheit sagen: Daß im ganzen Schwarzenburgdorf kein Korber und kein Korbhausierer zu finden sei. Dann werden sie, ohne sich zu entschuldigen, antworten: „Nicht grad von Schwarzenburg. Etwas weiter hinten — von Rüschegg." Der Landeskundige protestiert auch gegen diese Antwort. In Rüschegg gibt es keinen Korber und Korbhausierer. Der Mann windet sich, wird endlich gewissenhaft und gesteht: Man sagt ihm, dem Dörflein, die „Stöößi". Nun können wir zufrieden sein. Er ist zweifellos einer von denen, die man in Rüschegg, Guggisberg und Schwarzenburg „Stößer" nennt, einer, der in der Stöößi oder dort herum wohnt. In der Annahme, daß wir in der Geographie des Amtes Schwarzenburg schwach seien, hat der Stöößer uns den Namen des bekanntesten Dorfes der Gegend genannt.

Die Stößi liegt in der Gemeinde Rüschegg, am Schwarzwasser, eine halbe Stunde oberhalb der Postablage Rüschegggraben, eine halbe Stunde unterhalb der Kirche



Greyerz mit dem Moléson.

von Rüschegg, an der Gemeindegrenze gegen Riggisberg zu, zwischen Wäldern, steilen Grashängen, Ufergebüsch und schwarzes Steingeröll hingebaut. Um die zahlreichen herumstreichenden Heimatlosen anzusiedeln und das Land von der Plage der Bettler zu befreien, wurde ihnen ein Stück des Wahlernburgerwaldes in der Stößi zur Niederlassung angewiesen. Die wirtschaftlich untüchtigen Elemente nahmen von der neuen Heimat im Walde Besitz, bauten sich Hütten und rodeten die nächste Umgebung, jedoch ohne dadurch genügende Existenzmittel zu erwerben; denn einesteils zog man von regierungswegen der Ausrodung Schranken; anderenteils unterließ man jede Unterstützung der neuen Kolonisten, jede Beaufsichtigung und Leitung und begnügte sich, die bevorzugten Gegenden gesäubert zu haben, auf Kosten der gemeinsam bernisch-freiburgischen Kehrichtgrube, der Herrschaft Grasburg, die mit dem heutigen Amte Schwarzenburg identisch ist.

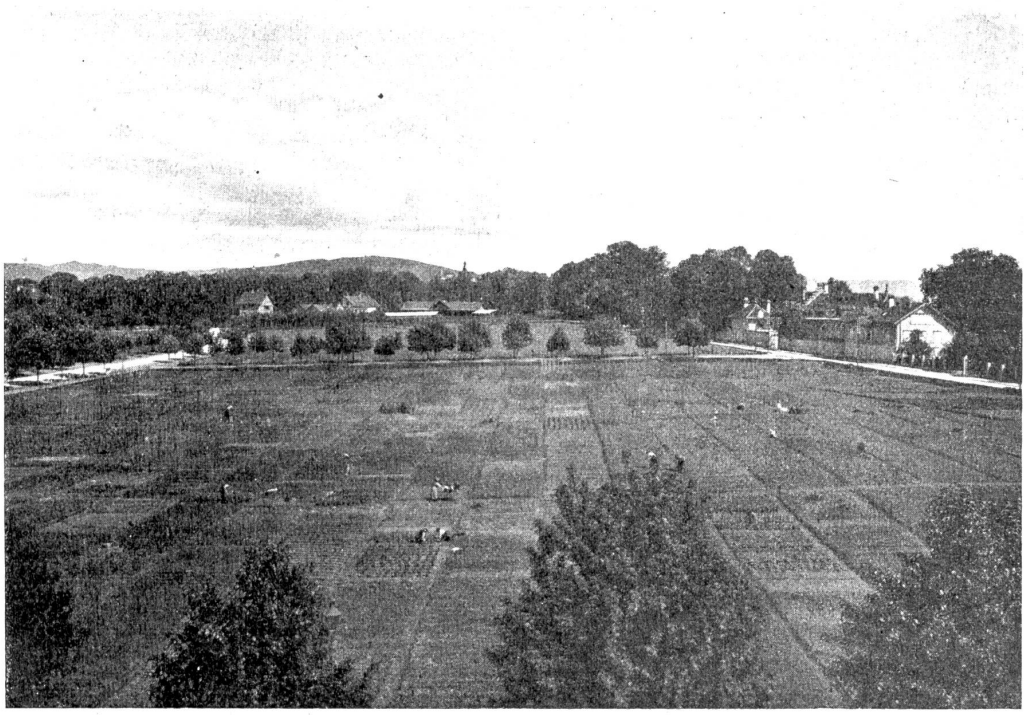
Für das arme Ländchen mehrten sich die Leiden. Von den Landvögten ausgesogen, in der Entwicklung gehemmt statt unterstützt, mußte das Guggisbergerland nun die sämtlichen Vaganten der beiden Republiken ernähren. Wenn vorher die Abgaben, vergrößert durch willkürliche Ueberverteilung, alle fünf Jahre einen Berner oder Freiburger um mehr als 150,000 Franken nach heutigem Geldwert bereichert hatten, so sollten nun die längst bis aufs Blut geplagten Bauern auch noch so geschröpft werden. Und die Menge der Armen wurde noch dadurch erhöht, daß dem Guggisberger Nachwuchs verboten war, sich anderswo in den Republiken anzusiedeln. Sie sollten an ihre Berge gefesselt werden. Nur zur Aushülfe in Heuet und Ernte oder zum Spinnen durften die Jungen für Wochen auswandern, nachher aber sich wieder hübsch heimbegeben und das karge Brot des verachteten Bodens genießen.

Das war die Zeit, wo die Mütter an der Wiege der neugebornen Knaben weinten: „Warum bist du gekommen? Du gibst doch nur einen für den Krieg ab!" Der fremde Solddienst oder die heimatliche Armut waren die einzigen Lebensmöglichkeiten. Um gleiches Recht wie die Bewohner der untern bernischen Aemter zu bekommen, versuchten die intelligenten Alteingesessenen wiederholt, der Doppelherrschaft zu entrinnen und unter Bern zu kommen. Man hielt die bernischen Landvögte für erträglicher. Das Guggisberger Sprichwort sagte: „d'Bärner drücken iim ds Bluet us de Fingernaglen u d'Fryburger us em Härz!" Alle Anstrengungen, die Freiburger, deren Druck sich wegen religiösen Unterschieden verdoppelte, los zu werden, waren indessen vergeblich. Die Uebelstände im Guggisberg mußten ertragen werden, bis die Revolution auch hier wie ein befreiender Föhnsturm hereinbrach und Frühling brachte.

Die Bettlerplage überdauerte indessen die Revolution; denn obschon nun die überschüssige Bevölkerung abwandern durfte und die Armen durch die entfesselten Arbeitsgelegenheiten Verdienst erhalten konnten, blieb es aus vielen Gründen beim Alten. Die Heimatlosen hatten sich auf ihre Art recht heimisch gemacht und fragten nach den Errungenschaften der Demokratie wenig. Sie besaßen ihre eigenen kleinen Häuschen mit den Kappendächern, den winzigen Fensterchen und Rauchfängen, darin nicht selten Schweinernes hing, mehr als in mancher ärmern Bauernhütte; wenn nicht Schweinernes, so doch Wild oder Ziegenfleisch. Die Heimatlosen waren steuerfrei, aber Bürger der Gemeinde Guggisberg, die damals Rüschegg noch mitumfaßte. Und als Bürger hatten sie das Recht, von der Wohltätigkeit zu leben, d. h. sie bettelten. Bettelten mit Verstand, mit viel und ausgebildeter Berufskenntnis. Sie kannten den flehentlichen Bettelton, kannten ihn oft nur zu gut, so daß man der Stimme das gleichgültige, gewohnheitsmäßige Flennen sofort anmerkte. Aber sie baten ausgezeichnet, in richtiger Altguggisbergermundart, nur ein wenig in die Länge gezogen: „As Schüsseli Müülch, der Goottswüülle!" „Mir sy üsere Füüfi!" Sie bettelten so häufig, daß Frau Elisabeth Wenger-Leuthold in ihrem fünfaktigen Guggisbergerschauspiel: „Zu Vrenelis Lebzyte" zur Ausmalung des bäurischen Lebens ein Guggisbergerhaus recht eigentlich belagern läßt von den „Hüüschern". „Hüüsche" war der Fachausdruck für Betteln. Die Schlauen hatten ihre besondern Kniffe. Weiber strichen den reichen Bauern nach und baten um Patenschaft „fur nes arms Chinn der Tuusiggootswüülle!" Sie erschraken meist sehr, wenn ihnen zugesagt wurde oder wenn man nach Namen und Herkunft des Kindes fragte. Denn einen Paten wünschten sie nicht; sie wünschten nur „abgefertigt" zu werden, mit einer kleinern oder größern Gabe freilich. Abenteuerliche Sagen zirkulieren über die bettelnden Rüschegger im Unterland, auf die letzte Spitze getrieben vom scharfen Volkswitz. So sollen eines Tages mehr als ein Dutzend Bettler am gleichen Hause angeklopft haben; nach ihrem Wohnort gefragt, nannten sie alle Rüschegg. Der Fragende verwunderte sich schließlich und verlangte vom Dreizehnten zu wissen, ob denn die Rüschegger nicht bald alle herunter seien. „O doch," gab dieser zu: „Es fehlen noch Pfarrer und Gemeindepräsident; sie flicken wahrscheinlich ihre Säcke."

Das muß nach 1860 gewesen sein, nach der Trennung Rüscheggs von Guggisberg. Es muß noch damals schlimm gestanden haben mit der Armenlast, so schlimm, daß trotz aller Staatshülfe die Spuren bis heute nicht völlig vergangen sind. Immerhin begann eine Besserung der Notlage trotz der fortdauernden Bettelei bei vielen Familien. Nach und nach wurde das „Handwerk" bei einzelnen nicht mehr der Notlage wegen, sondern als überlieferte Sitte geübt, so gleichsam als Nebenverdienst.

Einträglich war das Korbergeschäft, solange die Hausarbeit mit den unterländischen Fabriken konkurrieren konnte. Die Weiden wuchsen schlank, biegsam und umsonst; der Lebensunterhalt war billig. Kartoffeln wuchsen gut an den Hängen der gewellten Landschaft, Fische, Wild und Holz ließen sich freveln und was fehlte, ersetzte das Handwerk. Die Einnahmen aus dem Verkauf der Waren konnten als Reingewinn betrachtet werden, wenn die eigene Arbeit in Abrechnung kam. Oder, wenn man die Einnahmen auf alle zur Herstellung und Absetzung der Waren verwandten Tage verteilte, erzielte man höhere Taglöhne als mancher Handwerker. Das war die beste Zeit, wo eine fleißige Familie sich aufschwingen konnte, emporsteigen konnte in die Reihen der Angesehenen. Die Mischung der alten Geschlechter mit den neuen vollzog sich allmählich, so daß heute neben den Vertretern der echten Bürger Zbinden, Binggeli, Rothen, Zwahlen, Burri und Aebischer Bauern namens Stoll, Ammann, Hirschi u. a. zu finden sind, also Leute mit Namen, die aus unterländischen, zuweilen ostschweizerischen Gegenden stammen. In der Stößi jedoch bilden immer noch jene Mader, Kuntschen und Pätscher die Mehrheit, auch das deutsche Geschlecht der Weißhaupt ist vertreten. Heute verändert sich der Charakter der Stößi mehr und mehr. Einige große Bauernhäuser sind gebaut worden. Ueberflüssige sind abgewandert. Die Korberkarren nehmen ab. Manche von den Jungen ziehen der Stadt zu, die Alten sterben in Spitälern und Armenhäusern, mit einer Sehnsucht nach der Landstraße und den Uferweiden an kühlen Bächen, wo sich an heißen Sommertagen trefflich ruhen ließ. Sie nehmen ihre Sehnsucht mit, und mit sich die Reste der traurig-merkwürdigen Vagantenzeit. In der Stößi verschönen sich die Häuschen der Zurückgebliebenen. Geranien blühen in den Fensterchen, wie in jedem anständigen Guggisbergerhause, die Haufen von Unrat vor den Türen weichen geordneten Holzbeigen. Manch eins vergrößert sich um Einfahrt und Scheuerwerk, und die vermoosten Dächer weichen glänzend weißen, neuen Schindellagen. Es weicht auch die magere Wiese mit dem gelbgrünen Moosscharakter. Satter Klee und dicker Löwenzahn tun sich gütlich im gepflegten Boden. Die letzten Hütten der Armen haben sich geflüchtet, weiter hinauf ans Schwarzwasser, hin-



Der Pflanzgarten auf dem Spitalacker in Bern.

Aus ca 10 Jucharten Gemeindeland wurden 175 Mietern Pflanzstücke zu 2 a oder 1 a zugeteilt. Die Aufnahme wurde Mitte Mai erstellt; sie zeigt also nicht den heutigen Stand der Kulturen; doch läßt sie die fleißige und sorgfältige Arbeit der Pflanzer erkennen.

über ins Riggisbergische, in den Rohrbachgraben, oder auf den Rüttiplötsch.

In der heutigen, um Rüschegg verkleinerten Gemeinde Guggisberg lag ehemals die zweite Kolonie der Heimatlosen: am „Plötsch" des Laubbaches, gegenüber dem Dörflein Guggisberg, wenig über den Sensegrund erhöht. Auf einem runden, grünen Erdbuckel gesäet sind bis heute die Häuslein erhalten. Ihre Bewohner waren vor wenig Jahrzehnten die Hauptlast der Gemeinde; der Boden gab viel zu wenig, das Korbergewerbe blühte hier nicht; die Jungen zogen Sommer und Sommer scharenweise ins Unterland, als Heuer und Schnitter, in der Zwischenzeit hinüber ins nahe Freiburgische, wo die Ziegeleien Verdienst boten. Dieser Verdienst indessen war zu gering, um die daheim Darbenden wirksam zu unterstützen, ging im Reisen oder im Leichtsinn drauf und rief oft der Unzufriedenheit, ohne die Frucht der Unzufriedenheit, den Drang nach vorwärts, bringen zu können, da der alte Schlendrian zu tief saß. Bessere Schulung heilte manches veraltete Uebel; der Staat leistet außerordentliche Beiträge an die Gemeindekasse von Guggisberg. In Kurzem wird der einst schlimm klingende Name des Plötsch auch der Sage angehören.

Der Krieg und der Gartenbau.

Der 16. Februar 1917 wird vielleicht einmal als ein wichtiges Datum in der Kulturgeschichte unseres Landes genannt werden. Es ist der Tag, an dem der Bundesrat jene Beschlüsse betreffend Anbau des Landes mit Getreide und Gemüse faßte, und da er den Rechtsboden schuf für alle die staatlichen und kommunalen Maßnahmen zur Begegnung der Hungergefahr, die uns durch den Unterseebootskrieg und die daraus entstehende Isolierung vom Weltmarkte droht. Wer heute die vielen üppigen Gemüsefelder rings um unsere Stadt herum betrachtet, der fühlt eine gewisse Beruhigung in sich aufsteigen: für viele tausend Familien wächst hier Nahrung aus dem Boden; addieren wir all die Bestrebungen, die in bezug auf Gemüse-, Kartoffel- und Getreideanbau im ganzen Lande herum gemacht wurden auf Grund dieses Bundesratsbeschlusses, so kommen wir zu Summen, die den schlimmsten Pessimismus umzustimmen vermögen. Wir haben es in Bern erlebt, daß in rasch improvisierter Organisation die Zahl der Pflanzgärten — jeder durchschnittlich 2 Aren umfassend — von 1000 auf über 3000 gebracht werden konnte. Es handelte sich dabei um zum Teil ertragloses Land wie Bauplätze oder um Wiesland, das lange nicht so intensiv ausgenutzt wurde, wie der Gartenbau dies tut. Dies ist ohne Zweifel eine sehr schöne Leistung der städtischen Behörde, der diese Aufgabe oblag. Denn mit der Beschaffung und Verteilung des Landes — es kam zumeist nur Gemeindeland in Frage — war es nicht allein getan. Das Land mußte gepflügt, der Anbaut organisiert werden. Es fanden sich die Sachverständigen — in der Hauptsache waren es Lehrer der Stadt —, die den ungewohnten Landmietern Anleitung gaben, wie sie das Anpflanzen angreifen sollten. Hundert Fragen praktischer Natur, von der gemeinsamen Samen- und Düngerbeschaffung bis zum billigen Ankauf von Bohnenstangen, galt es da zu lösen. Sie wurden auch augenscheinlich gelöst; denn das Werk macht einen soliden Eindruck; die Kulturen stehen schön, die meisten Pflanzer sind mit Fleiß und Interesse an der Arbeit und halten ihre Plätze in Ordnung. Die Pflanzungen bilden geradezu eine Augenweide für jeden Kenner.

Darüber hinaus denkt man an die gesundheitlichen und ethischen Werte, die dem Nutznießer eines Pflanzgartens nebenbei zufallen. Nicht umsonst haben die Philosophen und Sozialpädagogen aller Zeiten das Rousseau'sche „Zurück zur Mutter Natur!" im Gartenbau am idealsten verwirklicht gefunden. Ein schönes Stück Sozialreform liegt da als Tat vor unsern Augen: Die Fabrikarbeiter, die Stubenhocker — vielleicht die Söhne oder Enkel von Bauern — kommen wieder zu ihrem Stücklein Land, werden wieder Menschen. Der Vermieter treibt nicht Wucher — die Gemeinde läßt sich 4 Franken Pachtzins zahlen für die Are — das Land nährt den Arbeiter, nicht den Rentner. Gewiß, jeder denkende Betrachter muß zum Schlusse kommen: so muß es bleiben und so muß es weiter gehen. Diese Pflanzgärten dürfen nach dem Kriege nicht verschwinden, sondern müssen vergrößert und vermehrt werden. Jede Arbeiterfamilie, aber auch jeder Stadtbewohner überhaupt soll das Recht haben auf ein Stücklein Land in mittelbarer oder unmittelbarer Nähe seiner Wohnung. Dies nicht als Endziel der Bodenreform, die zu erstreben ist als Teil der sozialen Frage, sondern als verheißungsvoller Anfang.

Für die Redaktion Dr. H. Bracher, Spitalackerstraße 28, Bern (Telephon 5302).